

Deutsche Monatschrift

für  
Rußland

herausgegeben  
von  
Alexander Eggers

1913

Zweiter  
Jahrgang  
N<sup>o</sup> 5

Reval

Verlag der Deutschen Monatschrift f. Rußland.

## Zur Entwicklungsgeschichte der Wolga-Kolonien.

Von Pastor Stenzel. (Krasnojarsk, Gouv. Samara).

Eine wichtige Erscheinung in der russischen Kulturgeschichte war die Einwanderung der Wolga-Deutschen. Katharina II. hatte mit scharfem Blick die Schäden des eigenen Landes erkannt und setzte ihren Willen mit aller Entschlossenheit durch, in dem festen Bestreben, das von Peter dem Großen begonnene Kulturwerk weiter auszubauen, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie ihr Hauptaugenmerk nicht, wie ihr großer Vorgänger, auf Handel u. Industrie, sondern auf die Landwirtschaft richtete: hier lag für sie Rußland's „verborgener Schatz“. Die Unhalter Prinzessin kannte Friedrichs des Großen Wort, „daß wahrer Reichtum nur sei, was die Erde hervorbringe; wer den Boden verbessere, wüßte liegendes Land urbar mache, der mache Eroberungen von der Barbarei; die Bauern seien die Pflegeväter der Gesellschaft, die man zum Ackerbau ermuntern müsse; mit dem Ackerbau sei anzufangen, dann könne man zu Manufakturen und endlich zu einem kleinen Handel übergehen,“ — und handelte ihm gemäß, indem sie im Jahre 1764 zahlreiche Werber nach Süd- und Mitteldeutschland, der Schweiz und den Niederlanden schickte, um dort, gestützt auf ein kaiserliches Manifest, tüchtige Landwirtfamilien zur Erschließung der ungeheuren, längs des Wolgaflusses sich erstreckenden Kirgisensteppen zu gewinnen. Dem kaiserlichen Ruf folgten etwa 6—7000 Familien, 25—27,000 Seelen stark, indem sie die ihnen gewordenen verheißungsvollsten Versprechungen und die ihnen feierlichst angebotenen Zugeständnisse bona fide angenommen und sich nicht, was gegenüber der ganz absonderlichen Darstellung von gewisser Seite ausdrücklich betont sei, hier eingeschlichen oder aufgedrängt haben.

Das am 22. Juli 1763 veröffentlichte Manifest enthielt folgende Bestimmungen: 1) Es wurde allen Ausländern, ausgenommen Juden, gestattet, sich in Rußland nach Belieben anzusiedeln; 2) die mittellosen Übersiedler erhielten Reisegeld und Väten; 3) die Übersiedler durften sich in Städten niederlassen u. in Kaufmannsgilden oder Handwerkerzünften anschreiben lassen, sich auf freien Ländereien ansiedeln und das Land bebauen; 4) es wurde ihnen freie Religionsübung, der Bau von Kirchen u. Bethäusern (aber nicht von Klöstern) gestattet; gestattet war die Mission unter den Mohammedanern, auch durfte man letztere zu Leibeigenen machen; 5) die Dorfansiedler waren für 30 Jahre, die Stadtfansiedler für 5—10 Jahre von jeglicher Steuer und Dienstpflicht frei; 6) zum Ankauf von Inventar und Fabrikgerätschaften, besonders für solche Fabriken, die man in Rußland nicht hatte, zum Bau von Häusern, zum Ankauf von Vieh und Landwirtschaftsgerätschaften standen die Mittel offen; zinslose Anleihen bei einer Tilgungsfrist von 10 Jahren, d. h. nach Ablauf dieser Zeit in 3 Jahren zu gleichen Teilen rückzahlbar, wurden gewährt; 7) Freiheit der inneren Selbstverwaltung; 8) Freiheit der Einfuhr des mit-

gebrachten Vermögens; 9) für ewige Zeit Freiheit vom Militär- und Staatsdienst, ausgenommen die Landsteuerpflicht, von der man nur für eine Reihe von Vergünstigungsjahren befreit war; 10) freie Kostgelder und Fuhren bis zu den Ansiedlungsplätzen; 11) bei Waren, die in Rußland nicht hergestellt wurden, freie Einfuhr für 10 Jahre; 12) das Recht, auf mit eigenen Mitteln errichteten Fabriken Leibeigene und Bauern als Arbeiter zu kaufen; 13) die Eröffnung von Jahrmärkten und Märkten, ohne dafür Abgabe zu zahlen; 14) das Recht, Rußland verlassen zu dürfen, bei einer Abzahlung von  $\frac{1}{5}$  des Vermögenswertes nach einem 1—5-jährigem Aufenthalte und von  $\frac{1}{10}$  nach 5—10-jährigem Aufenthalte.

Eine genügende Erklärung findet der Erfolg jenes Werberufs wohl, wenn wir bedenken, daß man damals in Westeuropa Rußland mit dem einstigen Herrscher Peter dem Großen, der als humaner und guter Zar bekannt war, identifizierte, daß jene gnädige Zarin niemand anders war, als die Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst, die als Bierzehnjährige in Zerbst zugegen gewesen war, als 1743 ihr Oheim die Regierung übernahm und ihren Vater zum Mitregenten erwählte; daß, und dies nicht zuletzt, der Siebenjährige Krieg beendet war und unzählige Familien hof- und obdachlos gemacht hatte; auch wollte man gerne mal sehen, so sagte sich der mitunter so abenteuerliche germanische Heroismus, was man noch nicht gesehen, — ist und bleibt doch Rußland für den Westen das Land unbegrenzter Möglichkeiten, von dem man noch bis heute die seltsamsten Vorstellungen hat.

Russische Segler brachten die Wanderer von Lübeck nach Petersburg, wo die Ausstattung der Leute mit Kleidung, Lebensmitteln, Geld u. a. längere Zeit in Anspruch nahm. Endlich wurde aufgebrochen. Der Weg war kein leichter, weder für die Leute, noch für die sie begleitenden Kommissäre; erstere wurden, da man ihnen alles, was sie zu ihrem Lebensunterhalte brauchten, nur für teures Geld verkaufte, ausgefogen, letztere erfuhren es von ihren Schülern zur Genüge, daß man in dieser Beziehung mit sich nicht nach Belieben umspringen lasse, wobei es manchmal sogar zu Tötlichkeiten kam.

Diese sich unter dem Protektorat der Petersburger Regierung fühlende Ausländermenge unterlag nun gänzlich der Massenpsychose: wo man ihr irgendwie hindernd, mit oder ohne Recht, entgegentrat, wußte sie sich, nicht immer in gefeglicher Art, zu behaupten; die so bunte Gesellschaft: Landwirte, Handwerker, Kaufleute, Künstler, Offiziere, selbst Gelehrte und Edelleute, konsolidierte sich unterwegs zu einer kompakten Einheit, der man so oder anders Rechnung tragen mußte. Dies bekamen die Bewohner der Stadt Twer zu erfahren, wo es beim Einkauf von Viktualien zu Exzessen kam, bei denen die städtische Jugend, die mit Stöcken und Stangen bewaffnet sich an die Segler heranwagte, schlecht abschchnitt; die deutschen Sieger verfolgten die Angreifer bis in die Stadt, demolierten das Rathhaus und mißhandelten die Stadträte. —

In dem von Twer zirka 60 Werst entfernten Städtchen Torsok bezog

man die Winterquartiere; der lange Winter bot gute Gelegenheit, der Ortsbevölkerung näher zu treten und sich von ihr die ersten russischen Laute anzueignen.

Das Jahr 1767 war angebrochen. Der lieblichste Frühling schaute zu den kleinen Fenstern der mit jungen hoffnungsfrohen deutschen Ausfiedlern vollgepropften Häuser hinein, und mit neuem Mut setzte man, als die Wolga eisfrei geworden war, die Fahrt fort, um im Laufe des Sommers die Endstation Saratow zu erreichen.

Erst hier erfuhr man, wohin man gekommen war, und lauschte den Erzählungen aus der bewegten Vergangenheit von Land und Leuten. Im 16. Jahrhundert von Johann dem Schrecklichen auf der linken Uferseite der Wolga gegründet \*), war Saratow in kurzer Zeit wiederholt von den Kalmilken geplündert worden, sodasß man den Plan, hier ein Bollwerk gegen die Steppennachbarn zu haben, fallen lassen und 1591 ein neues Saratow auf der Bergseite, stromüber, mit Graben und Wall versehen, erstehen lassen mußte; aber auch Graben und Wall hinderten 80 Jahre später den verwegenen Stenka Rasin nicht, der jungen Stadt seinen Besuch abzustatten.

Das war die neue Heimat der Ansiedler! Man kann sich lebhaft die Stimmung der deutschen Ankömmlinge denken, die nun gar in die, von wilden Kirgisen und Tataren-Häufen bewohnten, endlosen Wolgasteppe hinausziehen sollten. Ein geringer Teil der Leute blieb in der Stadt, um von Handwerk und Handel zu leben; die anderen zogen hinaus, stromauf- und abwärts und gründeten auf der Berg- und Wiesen- und Wiesenseite c. 102 deutsche Wolga-Kolonien.

Wie bekannt, scheidet die Wolga die beiden Gouvernements Saratow und Samara, in denen sich längs der Ufer die Kolonien erstrecken. In gewaltiger Breite durchfließt die Wolga die beiden Gouvernements; der majestätische, immer mehr versandende Strom wälzt trüb und langsam seine Wasser durch niedrige, mit Wald und Gestrüpp bewachsene Inseln oder tote Sanddünen, in zahlreiche Arme geteilt, dem Kaspischen Meere zu. Auf der rechten Seite des Stromes, die Bergseite genannt, ragen öde Kreide- und Kalksteinberge empor. Auf der linken Seite zieht sich eine Ebene, nur am Flußrande mit Graswuchs und Wiesenniederungen bedeckt, sonst aber endlos und uferlos, wie es nur eine baum- und strauchlose Steppe sein kann, dahin.

Die Anlage der Dörfer war nicht immer eine gelungene; bald mußten einzelne von ihnen anderswohin verlegt werden, hier aus Mangel an genießbarem Trinkwasser, dort, weil im Frühjahr der schmelzende Schnee das Fluß-

---

\*) Die Stelle — im Nowowusenschen Kreise, etwa 2 Werst nördlich von dem gegenüber dem jetzigen Saratow gelegenen großen Russendorfe Pokrowstaja Sloboda, — ist heute an einem Holzkreuze erkennbar, das, laut der bei der 300-jährigen Feier des Bestehens der Stadt auf dem rechten Ufer 1891 gefassten Bestimmung der lokalen archäologischen Gesellschaft, durch ein würdigeres Monument ersetzt werden soll, — eine Bestimmung, die nun seit 20 Jahren auf ihre Verwirklichung wartet.



wasser aus den Ufern trieb und Menschen und Vieh gefährdete, wie dies in den beiden im Nowousenschen Kreise (Gouv. Samara) am Großen Karamanflusse belegenen Dörfern Sipowka (Schäfer) und Ossnowka (Reinhardt) der Fall gewesen sein soll.

Dort, wo noch keine Holzhäuser fertiggestellt waren, wohnte man in Erdhütten, für das nötige Bauernhof-Inventar war gesorgt: zu zinsfreiem, langfristigen Darlehn erhielt man Viktualien, Frucht zur kommenden Saat, Wagen, Pflüge, — auf viele Jahre war man von allen Steuerabgaben befreit, für immer des Zivil- und Militärdienstes ledig (die Vergünstigung der Militärfreiheit wurde später aufgehoben, und im Jahre 1874 mußten die ersten Soldaten gestellt werden). Das große Kolonisationswerk verschlang Unsummen, die Regierung kargte nicht, und bald war die Höhe von 5 Millionen Rbl. erreicht.

In der Auswahl der Ansiedlungsplätze hatten die Ankömmlinge freie Hand, zu größeren und kleineren Partien, entsprechend dem Auswanderungsort und der konfessionellen Zugehörigkeit, ließ man sich hie und da nieder auf den von der Krone angewiesenen Ländereien.

Die besiedelten Ländereien waren in gleiche Parzellen geteilt und den einzelnen Familien zu Grund und Boden-Besitz angewiesen; ganz unerklärlich ist es, wie dieser Familienbesitz, der sich bei den hiesigen Mennoniten als praktisch und zweckentsprechend bewährt, bei den Deutschen, wohl Anfang des vorigen Jahrhunderts, verschwunden ist, um dem jetzigen verhängnisvollen Gemeindebesitz Platz zu machen, von dem sie bis heute in ihrem falschen Konservatismus nicht lassen wollen.

Ungeachtet der guten Ausstattung von Haus und Hof, des großen Landbesitzes brachten die ersten Jahre den Kolonien Mißwachs und dadurch Sorge und Kummer die Hülle und die Fülle. Erklärlich! Mußten doch die in ihrer Masse ernster Arbeit entwöhnten Menschen zunächst in hartem Kampfe ums Dasein ringen und sich jahrzehntelang ihres Hab und Guts, ja nicht selten ihres Lebens im Streite gegen die Kirgisen erwehren.

Obs ein guter Menschenschlag war, der damals die deutsche Heimat verlassen, um in der gewaltigen Wolga-Einöde eine zweite Heimat zu finden?

Wir müssen richtig denken und gerecht urteilen können! In Deutschland hatte man eben nach sieben Jahren das Schwert in die Scheide gesteckt. Der Krieg war beendet, aber nicht zu Ende waren seine Folgen; mit rauschender Musik und wehenden Fahnen war man ausgezogen, — heim kehrte man anders gestimmt, über Stadt und Land hatte Armut und Not ihre Flügel gebreitet und eine Unmasse Proletariat gezeitigt; diese Armen, von Haus und Hof vertrieben, bei einem allgemeinen Ruin von Handel und Wandel vielleicht für ihr ganzes Leben bestimmt, am Hungertuche zu nagen, griffen gierig nach dem Rettungsseil, das man so weit ausgeworfen hatte, horchten aufmerksam auf die Kunde vom fernen Osten, die ihnen Brot versprach; daß dabei auch bedenkliche Existenzen mitgingen, daß die 1½-jährige Fahrt mit ihrem Müßiggang

die Leute der Arbeit entwöhnt und unerwünschte Erscheinungen ihre Blüten getrieben, daß viele von ihnen nur zur zeitweiligen Arbeit kommen wollten, wie jetzt ihre Nachkömmlinge leichten Fußes arm nach Amerika und mit gefülltem Beutel zurückwandern, — alles das unterliegt keinem Zweifel: ebenso zweifellos ist es aber, daß die jungen Kolonien mit mancherlei Art Schwierigkeiten zu kämpfen hatten und lange Zeit ein Leben „à la guerre comme à la guerre“ führen mußten.

Nicht so leicht läßt der deutsche Mann von den alten Lebensgewohnheiten. Besonders der deutsche Landmann ist gewöhnt, zäh an dem Herkömmlichen zu haften: Sitte und Gewohnheit heißt hier das oberste Gesetz. Das neue Land mit seinen klimatischen und bodenrechtlichen Sonderheiten stellte neue Anforderungen und rächte sich durch Hunger und Teuerung an dem Unbotmäßigen; resigniert stand er da, und, anstatt mit ihm zu raten und zu taten, war der über ihn befohlene „Tschinownik“ sofort zur Wahrnehmung eigener Interessen bereit: für die von der Krone bewilligten Summen wurden mit Absicht unbändige Kirgisenpferde erstanden, d. e. der Arbeit ungewohnt, bei erster Gelegenheit dem Besitzer entliefen, um ihre heimatlichen Weideplätze am Jeruslan- und Jaisfluß aufzusuchen, von wo sie wiedergebracht und für gutes Geld weiterverkauft wurden. Ein Prachtexemplar war jener Patron, der auf einer Wolga-Insel, 90 Werst stromabwärts von Saratow, eine ganze Herde gestohlenen und entlaufenen Viehes unterhielt, aus dem der Viehbedarf seiner Schützlinge versorgt wurde: das war der „Mehlstaub“ in der „Kronsmühle“.

Doch dieser inneren Schäden, Unkenntnis des Himmelsstriches und Gewissenlosigkeit mancher Kommissäre nicht genug; der Sturm des alles verwitternden Pugatschowschen Aufstandes brauste auch über die hiesige Gegend und hinterließ mit seiner sonderbaren Rechtspflege der Tscheremissen und Baschkiren, unter der tollkühnen Führung des wüsten Kosaken aus dem Dongebiet, tiefgehende Spuren. Noch immer war des Wehes kein Ende: ein neues Gewitter zog diesmal aus dem unheimlichen Osten auf, die damals noch völlig wilden, erst kurz zuvor zu Rußlands Untertanen gewordenen Kirgisen und Tatarenhorden zogen sengend und brennend herauf und hausten nach ganz asiatischer Weise unter dem ihnen fremden Element, das sie aus ihrem tausendjährigen Wohnsitz verdrängen sollte, die weiten Steppen aufwühlte, auf der ihre Väter einst die wilden Herden gezogen. Furchtbar müssen diese Nomaden in den jungen Ansiedlungen gewirksam gewesen sein, noch haben sie die Enkel nicht vergessen, diese „Sprüche aus alter Zeit“, noch weiß man, wie die vor dem Dorfe angebrachten, mit Brennstoff versehenen Stangen durch ihren Feuerchein gemeinsam mit den sturmgezogenen Kirchenglocken der Nachbarskolonie das Signal abgaben, daß wieder Mal das wilde Reitervolk auf seinen sinken Pferden in Sicht war, dessen Besuch die Bewohner des Dorfes ihre Kostbarkeiten nebst Frau und Kind im Keller verstecken und sie selber mit verhaltenem Atem hinter Schloß und Riegel schwere Stunden durchleben ließ, noch erzählt

man sich, daß bis Mitte des vorigen Jahrhunderts die Mütter ihre schreienden Kleinen zu beschwichtigen suchten mit dem Rufe: „Die Kirgisen kommen!“

Bei dem ersten Überfall der Kirgisen auf die südlichste Kolonie Nownoje (Selman), auf der Wiesenseite, hielten wahnwitzige Deutsche sie für Befreier, eilten ihnen entgegen, um mit ihnen den Weg nach der Heimat zu finden, und wurden mit dem katholischen Ortspater fortgeschleppt.

Die ziemlich weit in die Steppe vorgeschobene katholische Kolonie Tonkoschurowka (Mariental) feiert kirchlich bis heute einen Erinnerungstag an den glücklichen Ausgang eines Kirgisenüberfalls aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Auch die Metropole der Wiesenseite, das große Dorf Katharinenstadt, jetzt schon mehr einem Städtchen ähnelnd, nach seinem Gründer, einem holländischen Baron auch Baronsk genannt, von welchem Orte ursprünglich die Besiedlung, wenigstens der Wiesenseite, ihren Ausgangspunkt genommen hat, blieb von den Nomaden nicht verschont; als diese mit einer reichen Beute von Menschen und Vieh das Dorf verließen, setzte ihnen der Ortspastor Wernborner „groß von Gestalt und Mut“ mit den Tapfersten nach, um ihnen das Geraubte, vor allem die gefangenen Dorfgenossen, zu entreißen; panische Furcht überkam die Tapfern, als die Kirgisen mit wildem Geheul über sie herfielen; mit einer Wurfschlinge wurde der Führer aus dem Sattel gerissen und schändlich zugerichtet: Wernborner's Leiche fand man später mit ausgerissener Zunge. Man kann vermuten, daß die Stelle des Zusammenstoßes 10—12 Werst von Katharinenstadt in der Nähe der Kolonie Boaro zu suchen ist, auf einer Anhöhe, bis heute der „Kirgisenberg“ genannt. Truppen mit Major Gogol setzen der Horde nach, schlugen sie und brachten das Geraubte wieder.

Um nun dieses traurige Kapitel zu schließen, sei noch erwähnt, daß ein Haufe Auszügler aus Katharinenstadt von Bewohnern des gegenüberliegenden Russen-Dorfes „Beresniki“ unter dem Vorwande, ihnen den Weg nach Deutschland zu zeigen, auf eine Wolga-Insel gelockt, dort beraubt und erschlagen wurden; diese Insel heißt „die Nordinsel“ und liegt, wie man mir angab, c. 4 Werst stromabwärts, an der Mündung des Klein-Karaman-Flusses in die Wolga.

(Fortsetzung folgt.) 1. 372



## Zur Entwicklungsgeschichte der Wolga-Kolonien.

Von Pastor Stenzel. (Kraſnojarsk, Gouv. Semara).

(Fortſetzung.)

Doch die Zeiten änderten ſich. Durch viel Not und Elend haben ſich die Väter durcharbeiten müſſen, aber dadurch wurden die nachgeborenen Generationen allmählich zu einem wohlhabenden Volke, das ſich verheißungsvoll und kräftig entwickelte und für ſeine Umgebung in mancher Beziehung vorbildlich wurde.

Man war heimlich geworden, hatte ſeine Scholle lieb gewonnen, und die Mutter-Erde ſparte nicht an Erträgen; die Natur war, wie aus den zeitgenöſſiſchen Beſchreibungen zu erſehen, herrlich: im Frühjahr duftete die Steppe von dem aus friſchem Erdreich üppig wachſenden Gräſer- und Blumenmeer, die Bergſeite und zum Teil auch die Wieſenſeite waren mit reichen Eichen-, Linden-, Buchen-, Eſpen- und Erlen-Urwäldern beſtanden\*), die durch die im Frühjahr aufgefangene Feuchtigkeit zur Zeit der Sommerhitze den für die Felder ſo ſchädlichen Einfluß der heißen Oſtwinde paralyſierten und ſo zu den unerhörten Ernten mithalfen, die die hieſige Gegend eine „Kornkammer“ Rußlands werden ließen.

Man baute, wie heute noch, vorzüglich Weizen und Tabak; an ein Düngen und rationelle Bewirtſchaftung der Felder dachte man nicht. Kaiſer Paul krönte die Erfindung eines hieſigen Koloniſten, den Dünger wie Torf zum Heizen zuzubereiten, mit einer goldenen Medaille; ſchon damals haben die Deutſchen mit dem herrlichen Boden und der reichen Flora Raub ge-

---

\*) Der beliebte Kompaß zur Orientierung in dem reichen Baumwerk war der zweispännige, jezt auch bei der ruſſiſchen Bevölkerung verbreitete deutſche Wagen, der mit der Deichſel nach dem Dorfe zu geſtellt wurde, — ſo illuſtriert der Koloniſt heute noch in der auf ihn überkommenen Weiſe den einſtigen Wälder-Reichtum ſeiner jezt total verwirtſchafteten, baumloſen Steppe.

trieben, der, bis zur Virtuosität gepflegt, der Grund zum jetzigen Rückgang ist, und, wenn ihm nicht Einhalt geboten wird, auch zum künftigen Ruin. Doch davon später.

Nachdem man die deutsche Selbstverwaltung, der alle wirtschaftlichen und administrativen Angelegenheiten der Kolonisten bis dahin unterstellt waren, in dem Zeitraum von 1782 für 15 Jahre abgelöst hatte, führte man aus Opportunitätsrückichten diese 1797 wieder ein, was Wohlstand und Blüte, ja Reichtum zur Folge hatte. Die Oberinstanz war das deutsche Kontor für ausländische Ansiedler in Scharatow, dessen einstige Räumlichkeiten heute noch in einem zweistöckigen Hause auf der Nikolskaja-Straße, unweit der evangelischen Kirche, jetzt der Kontrollnaja Palata gehörig, zu sehen sind; die Glieder des Kontors hießen Richter, der Präsident Oberrichter; einer dieser Oberrichter, die direkt dem Minister des Inneren unterstellt waren, ist den Alten durch seine Energie und sein geschlossenes Wesen, wodurch er den Kolonien manches Vorrecht verschaffte, in guter Erinnerung geblieben; es ist Exzellenz von *Lysander*. Dem Kontor waren „Aufseher“ untergeordnet; mit dem Obervorsteher über ein ganzes Gebiet (jetzt Wolost) und dem Vorsteher der einzelnen Gemeinde erreichte die Beamtenstala ihre unterste Stufe. Das Kirchenregiment lag in den Händen des Scharatowschen, (jetzt des Moskautschen,) Konsistoriums, das sich auf der Konstantinowskaja-Straße in dem Hause der jetzigen Firma Erdt befunden haben soll und in seinen Annalen eine so würdige und tatkräftige Gestalt, wie Bischof Dr. Theol. Ignatius Fesler, aufweist.

Diese deutsche Selbstverwaltung wurde um 1873 zu Grabe getragen, alle Privilegien wurden den Kolonisten genommen, indem sie in allen Beziehungen den russischen Bauern gleichgestellt wurden, u. a. auch, wie wir oben gesehen haben, die feierliche Versprechung der Befreiung vom Militärdienste. Wenn früher manchmal der Stecken des Treibers fühlbar war, die Fürsorge des Kontors mitunter mit aller Strenge durchgeführt wurde, so hat man sich später überhaupt um das Landleben wenig gekümmert: was die Deutschen in mancher Beziehung von ihrer Umgebung unterscheidet, haben sie nicht zuletzt jener Zeit zu verdanken.

Im großen und ganzen machten die Kolonien auf Berg und Wiesen-  
seite dieselbe Entwicklung durch, mit dem Unterschiede, daß die Kolonien der Bergseite von Anfang an ein geringeres Landquantum zugemessen bekamen, und daher fand schon von 1850—1860 eine Übersiedlung von der Bergseite nach der Wiesen-  
seite statt, wobei sich c. 14029 männl. Seelen in 50 Dörfern auf einem Areal von 266605 Dessjatinen an den Flüssen Jeruslan und Torgun, 100 und mehr Werst tief in der Steppe, niederließen. Die kleineren Landanteile pflegten auf der Bergseite neben dem Ackerbau noch manchen schönen Industriezweig.

Die Landwirtschaft wird, mit geringen Ausnahmen einiger Groß- und



Kleingrundbesitzer, meist nach althergebrachter primitivster Weise betrieben. Daher ist auch, trotz allen Neuerungen von verschiedenen verbesserten landwirtschaftlichen Geräten, von einer rationellen Bodenbearbeitung noch wenig oder garnichts zu merken, es wird mehr auf Quantität als auf Qualität der Bearbeitung und Ausaat gesehen: extensiv, nicht intensiv gewirtschaftet. Gesät wird, wie seit 100 Jahren, Weizen und Tabak (Wiesenseite), andere Getreidearten vereinzelt. Von einer richtigen Schwarzbrache wissen nur einzelne Gutsbesitzer oder Gutspächter (hier „Utschastnik“ genannt) zu erzählen, die eben genug Land „zum Verschwenden haben“. Den Nutzen der Futtergräser, besonders der Luzerne, hat man wohl schon hier und da eingesehen, daher findet man, allerdings nur in Gemüsegärten angelegt, kleine Kleeäcker; mit Weinbau wurden auf der Bergseite bei Ust-Kulalinka und neuerdings auf der Wiesenseite in Krasnojarsk und Swonarewka Proben gemacht, deren Ergebnis noch aussteht. Vieh- und Schafzucht steckt noch in den Anfängen: Rasse-Pferde, gute Milchkuhe findet man selten. Handwerker gibt es genug, aber gute sehr wenige, ausgenommen in den sehr großen Dörfern mit Ansähen zum Fabrikwesen, dagegen „Tausendkünstler“ zum Überfluß.

Was uns allen fehlt, ist Unternehmungslust, Initiative; hat aber dagegen jemand in einem neuen Unternehmen Glück, so findet er Nachahmer ohne Ende, was dann meist zur Überproduktion und somit zum Bankrott führt; modern sind in letzter Zeit die Dampfmühlen geworden.

Diesen unleidlichen Zustand kann man dem hier herrschenden agrarkommunistischen Seelen-Land- („Dusch“) System auf Rechnung stellen, das die Leute aneinander gebunden hat und sie nicht vorwärts, den einzelnen nicht aufkommen läßt; man muß dieses „entwirtschaftlichende“ System mit seinen furchtbaren Begleiterscheinungen in seinen grausamen Folgen kennen gelernt haben, um sich eine mit dem Wesen jedes Menschen unvereinbare Selbstzerfleischung, wie sie leibt und lebt, vorstellen zu können.

Dieses System bewirkt vor allem ein zähes Festhaltenmüssen am Althergebrachten, ein schematisches Einerlei, das sich keineswegs den gegebenen Verhältnissen anpaßt, sondern immer ins Uferlose hineinsteuert, auch dann, wenn Wind und Wetter ihm zuwider sind. Sein Krebschaden ist primo loco die Bielfelderwirtschaft, ein Nonsens schon an sich, geradezu aber vernunftwidrig, wenn sie in großen Dimensionen betrieben wird; man denke sich, daß die dem einzelnen Kolonisten gehörenden Landanteile oft in weiten Entfernungen vom Dorfe, und das wäre das wenigste, vor allem verstreut von einander geschieden liegen (Lappenwirtschaft), man vergegenwärtige sich, daß das Land durch Dejemien nur eine Getreideart zu sehen bekommt, und man wird das gänzliche Darniederliegen unserer Agrikultur begreifen, den tiefen Stand unserer Kenntnisse auch sogar in den elementarsten Lehren der Landwirtschaft.. Das Achten bei Beschaffung der Saatware auf die Größe und Schwere der Körner, die Keimfähigkeit der Samen, die Reinheit des Saat-

gutes, gute Lüftung der Stallräume, saubere und reiche Streu, ausgiebiger Gebrauch von Striegel, Bürste und Strohwiß, Reinlichkeitspflege überhaupt — sind bei uns Dinge, über die man sich mit schmunzelnder Miene hinwegsetzt.

Wie schon erwähnt, haben die geringeren Landanteile und das rapide Wachstum der Bevölkerung auf der Bergseite die Einführung verschiedener Zweige von Hausindustrie benötigt. Das berühmte Sfaratowsche Sarpinka ist ein Produkt hiesiger Webstühle; die Firma Bender (Saratow) beschäftigt in den Wintermonaten Hunderte von Familien, vor allem in dem Dorfe Goloi-Karamyß; die Herstellung einfachster Maschinen (Getreidepußmaschinen) besorgt Leknoi-Karamyß und Ust-Salicha.

Bei dem angedeuteten Stand der Bodenkultur — so könnte man schlußfolgern — wird wohl auch der Wohlstand der Leute ein minimaler sein. Doch dem ist nicht so!

So sehr man auch von Armut bisher geredet, vielleicht hier und da geschrieben hat, so waren das gewiß nicht bewusste Entstellungen, sondern — wie soll ich sagen? — Ausflüsse falscher Auffassung der Gesamtlage auf Grund einzelner Vorkommnisse. Gewiß, wer wollte es leugnen, es gibt hier in jeder Kolonie Arme, — aber Arme gab und gibt es in allen Ländern und zu allen Zeiten, und diese Einzelerrscheinungen sind noch nicht normativ für die Gesamtbeurteilung, die ausschließlich die Durchschnittsleistungsfähigkeit einer Bevölkerungsklasse zu bepröfen hat, um richtige, unanfechtbare Resultate zu erlangen. Außerdem ist „Armut“ ein gar dehnbarer Begriff.

Ist das Armut, wenn man, allerdings nach einer anstrengenden Arbeitszeit von 3—4 Monaten (Acker- und Erntezeit), den langen Winter gänzlichem Nichtstun widmet, tags sich haufenweise auf den Ecken der Straßen und abends hie und da in den Häusern — jedesmal zu dem denkbar leersten „Zeitvertreib“ — zusammenrottet? Ist das Armut, wenn ein Kreis von c. 40.000 Menschen, abgesehen von diversen anderen Spirituosen, schon der einen von den drei hier existierenden Krons-Branntweinhandlungen zu 30.000 Rbl. Einnahme im letztverfloffenen Jahre verhilft? Wenn reichere Wirte erst nach langem Suchen für schweres Geld und „gute Worte“ zum nötigen Dienstpersonal kommen können, das ihnen bei dem ersten sich bietenden, oft geringfügigsten Anlasse davonläuft? Wenn gewisse Lebensmittel auf dem Dorfe, erst nach langem Suchen, teurer als in der Stadt bezahlt werden müssen? Wenn eine Dorfpostsparkasse, die pro Person statutenmäßig nicht mehr als 1000 Rbl. annimmt, bei ihrer Eröffnung in kürzester Zeit an Einnahmen über 180.000 Rbl. aus dem vorhin erwähnten Kreise erhalten hat? Ist das Armut?!

Ihr gutes Auskommen, bei relativ geringer Arbeitsleistung, haben die Leute dem ausnahmsweise guten Boden zu verdanken, der bei der denkbar geringsten Bearbeitung gute Ernten liefert. Zur Übersicht sei eine über die Ziffer des 1912 unter Pflug gewesenen Landes und der davon erzielten, nach hiesiger

Schätzung als fast unter mittel stehenden Ernteerträge für den auf der Wiesenseite belegenen, aus 9 Dörfern bestehenden Kreis Krafnjojar orientierende Tabelle gegeben:

Getreidearten	E r n t e		
	Krons-Deffjatinen- zahl	pro Deffjatine Pud	im Ganzen Pud
1. Winterfrucht . . .	6.218 <sup>1</sup> / <sub>4</sub>	24 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	154.216
2. Weizen . . .	23.277 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	26 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	613.819
3. Hafer . . . . .	338 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	18 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	6.360
4. Gerste . . . . .	664 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	19 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	13.418
5. Welschkorn . . .	305	30	9.150
6. Kartoffel . . . .	711	383 <sup>1</sup> / <sub>3</sub>	264.900
7. Sonnenblumen . .	976	20	19.520
	32.491		1.081.383

Zu dieser Tabelle, deren Daten dem statistischen Komitee übermittelt werden, sei bemerkt, daß die Summe, weil die Leute, oft aus Furcht vor dem Eintreiben verschiedentlicher Schulden und aus einem unerklärlichen Verheimlichungstrieb, selten wahre Ziffern angeben, wie mir zuständigen Ortes erklärt wurde, um die Hälfte zu erhöhen sei; so erhalten wir die Summe von 1.081.383 + 540.691 = 1.622.074 Pud. Dieses ist das Ergebnis der Gemeindefelder, während die Ernten der von den reicheren Wirten in Pacht genommenen Privat- und Kronsländereien nicht miteingeschlossen sind.

Zur Vervollständigung des Bildes sei noch erwähnt, daß in demselben Kreise eine gute Tabak-Ernte eingeheimst wurde: so brach eine c. 2300 männliche und weibliche Seelen zählende Kolonie 7000 Pud russischen Tabak à 1 Rbl. pro Pud und 3000 Pud deutschen Tabak à 5<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Rbl., eine andere c. 4000 Menschen starke brach 10—12,000 Pud deutschen Tabak à 6 Rbl. (besseres Land) und endlich eine dritte Kolonie mit 3600 Einwohnern 18,000 Pud deutschen Tabak à 5—6 Rbl. pro Pud. Diese Ertragsfähigkeit der von kompetenter Seite als idealer Nutzträger erprobten kastanienfarbenartigen Erde nebst dem in Rußland vor einigen Jahren so modernen „Fütterungssystem“, das die Leute bei schwachen Ernten, anstatt sie mit gemeinnützigen Arbeiten zu beschäftigen, auf fremde Kosten leben ließ, haben schädigend auf die Arbeitslust gewirkt, nicht wenige Tagediebe (hier „Schattenrutscher“ genannt) geschaffen und zur Bestärkung der hier so landläufigen Vorstellung mitgewirkt, Saat und Ernte sei das Jahrespensum für die zu leistende Arbeit, was darüber, sei vom Übel und schade sich nicht für einen rechtshaffenen Mann. Ein Werdegang ganz natürlicher Art: nur Not lehrt arbeiten. Darum mußten alle guten, auf eine Reorganisation und Neubelebung des wirtschaftlichen Lebens abzielenden Vor- und Ratsschläge der intelligenteren und ein-

sichtsvolleren Dorfgenossen an dem so maßlos ausgeprägten Dünkel, Unverstand und Egoismus zerschellen, darum bricht sich auch die vom Landeinrichtungsgefes (14. Juni 1910) vorgesehene Verteilung der Gemeinde-Ländereien unter die dazu Berechtigten als erbliches Eigentum so langsam und unter furchtbaren Wehen Bahn.

Dieser Widerstand wird einigermaßen plausibel, wenn man bedenkt, wieviel Geld, abgesehen von den Ernteeinnahmen, in die Kolonien noch von außen, über die russische Grenze her fließt. Wir meinen die Auswanderungen, vor allem nach Nord- und Südamerika, dann nach Deutschland, weiter Sibirien und teils die, allerdings ins Stocken geratene Wanderung nach den Ostseeprovinzen. Der Abgang nach Livland war 1910—1911 von der Bergseite nur 18 Familien stark; stärker war er vor 4—5 Jahren nach Deutschland (Preußen), von wo einzelne Familien zurückkamen, manchmal unter Zurücklassung sämtlicher Auswanderungsdokumente, weil kontraktbrüchig; eine dieser Familien machte mit kleinen Kindern den Weg aus Preußen via Smolensk, dem Eisenbahngeleise entlang, bis Ssaratow zu Fuß.

Nach Sibirien zog man vor 3—4 Jahren in der frohen Hoffnung, viel Land zu bekommen und auf leichte und bequeme Art reich werden zu können, — bitter enttäuscht, arm und elend sind sie heimgekehrt, manche als land- und heimatlose Bettler, da sie ihre Landanteile, in solchen Fällen, wenn diese bereits gesetzlich als Eigentum besetzt waren, zu Hause verkauft und das Geld verlebt hatten.

Doch das Eldorado ist und bleibt Amerika.

Zu jeder Zeit kann man auf dem Ssaratower Bahnhof kommende und gehende Kolonistentrupps sehen; wäre nicht die hier so verbreitete Augenkrankheit „Trachom“ ein Hindernis für die Einwanderung nach Amerika, wo die Arbeitslöhne so unglaublich hoch sind, würden noch Unzählige dorthin gehen, von wo Einzelne nach 4—5 jährigem Aufenthalt 6—7000 Rbl. mitbringen, von wo im Laufe eines Jahres durch eine Postabteilung allein in den hiesigen c. 40.000 Menschen zählenden Kreis c. 200.000 Rbl. geflossen, wo in La Junta (Colorado) eine Kolonistenfamilie, 4 Erwachsene und 2 Kinder, es fertiggebracht, auf einer Zuckerrüben-Pflanzung in 4 Monaten 1800 Rbl. zu verdienen.

(Fortsetzung folgt.)

S. 641





Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

## Zur Entwicklungsgeschichte der Wolga-Kolonien.

Von Pastor Stenzel (Kraşnojar, Gouv. Samara).

(Fortsetzung. \*)

Kirche und Schulhaus sind in den Wolgadörfern stets die stattlichsten Gebäude, häufig aus Stein, erstere mitunter in gotischem Stil erbaut. Schon durch ihr Äußeres beweisen sie ihre zentrale Stellung im Dorfleben.

Die Gewinnung der Kirchspielsprediger war bei Gründung der Kolonien mit Schwierigkeiten verbunden. Zwei Geistliche — Altbaum aus Schweden und Herwig aus Kassel — kamen mit Genehmigung der Regierung, die den Auswanderern Kirche und Schule zugesichert hatte, nebst zwei Kandidaten: Emelius und Fuchs mit ins Land. — Noch war die von den Schweden gegründete und dann wieder eingegangene Hochschule in Dorpat nicht neu ins Leben gerufen. Die Kolonien, wie die gesamte evangelische Kirche Rußlands, waren, bis die Dorpater Universität unter Alexander I. neu erstand, auf Prediger aus dem Auslande angewiesen.

\*) Vgl. № 3, S. 282 ff. und № 4, S. 372 ff.



Augenblicklich sind die Kolonialprediger, mit wenigen Ausnahmen, Doropatenser; sie bilden eine aus beiden (Berg- u. Wiesenfelder) Präposituren kombinierte Synode, die jährlich einmal in Sfaratow tagt.

Das Kirchenwesen erhält sich in relativ gutem Stande, weiß doch der deutsche Mann, was er seiner Kirche, als einem mächtigen Faktor des Dorflebens, zu verdanken hat; sie ist die Einheitsmacht, die ihm im Laufe von nun bald 150 Jahren seine Sondergüter erhalten und stets seine berechtigten Interessen gewahrt hat; wo es sich immer darum gehandelt hat, den hiesigen deutschen Stamm zum Bewußtsein seiner gemeinsamen Art und Sitte zu bringen, hat die Kirche ihren geschichtlich-notwendigen Standpunkt gewahrt und ihre Befenner zur Arbeit an der Pflege und den Bedingungen ihres Wachstums angehalten. Der Landmann weiß, was er in fremder Umgebung an seiner Kirche hat: sie ist einfach, natürlich, praktisch, das Schatzkästchen der Erfahrungen unzähliger Geschlechter, hat mit der Mode und dem Wechsel der Anschauungen nichts zu schaffen, ist das sichere Bollwerk für Erhaltung von Haus und Hof, für die Grenzen zwischen Mein und Dein, sie ist der Regulator für das religiöse und gesellschaftliche Leben der Dorfgemeinde.

Das alles läßt dem Kolonisten seine Mutter-Kirche mit ihrem Diener, dem Geistlichen, ehrwürdig erscheinen. Der Pastor bildet nahezu allein den geistigen Mittelpunkt und übt, auf einsamem, von allen Kulturzentren entferntem Posten stehend, fast auf jeden höheren geistigen Genuß verzichtend, tiefgehenden Einfluß aus. Dieser Einfluß könnte noch größer sein, aber man hat oft für religiöse und sittliche Wahrheiten einen bestimmten, vollstümlichen Gedankenkreis und gewisse feststehende Sätze, von denen man sich, wie von Freunden seiner Jugend, nicht trennen lassen möchte: was mit ihnen übereinstimmt, nimmt man an, was dawider streitet, verwirft man „als unwahr an sich“. So scheint oft der Weg zum Intellekt verschlossen zu sein. Nicht ganz und gar, er ist nur gesperrt. Dagegen stehen aber noch zwei Wege offen, von denen manche Seitenpfade zum Kopfe führen: der Weg zum Gewissen und der Weg zum Herzen, — ist doch das Gefühl älter als der Verstand.

Die kirchlichen Beiträge zu verschiedenen Wohltätigkeitszwecken betragen im Jahr 1908 für die Bergseite:

1) Unterstützungskasse für die ev. Kirche Rußlands:	1062 R.	20 Kop.
2) Heidenmission . . . . .	1630 "	36 "
3) Innere Mission . . . . .	2281 "	73 "
	<hr/>	
	4974 R.	29 Kop.

für die Wiesenfelder:

1) Unterstützungskasse . . . . .	1375 R.	42 Kop.
2) Heidenmission . . . . .	3288 "	82 "
3) Innere Mission . . . . .	6722 "	39 "
	<hr/>	
	11386 R.	63 Kop.

Diese Summen schwanken mit den jeweiligen Ernteerträgen; so brachte die Wiesenseite für obenbenannte Zwecke auf: im Jahre 1910 — 17,337 Rbl. 60 Kop. (= 7 Kop. für die Person) und im Jahre 1911 — 21,522 Rbl. 77 Kop. (= 8½ Kop. für die Person).

Anstalten der inneren Mission gibt es auf der Bergseite: in Sfaratow ein Armenhaus, in Talowka das Siechenhaus „Bethanien u. Nazareth“; auf der Wiesenseite: in Gnadenthau das Siechenhaus „Bethel“, in Katharinenstadt ein „Kinderasyl“ und in Orlowfkoj eine Taubstummenanstalt mit 29 Zöglingen bei einer Ein- und Ausgabeziffer (1. Juni 1911 — 1. Juni 1912) von 6268 Rbl.

Laut Beschluß der Sfaratower Wolga-Prediger-Synode soll demnächst, sobald es die erforderlichen Mittel (10—12,000 Rbl.) gestatten, — wovon erst gegen 5000 Rbl. aufgebracht sind —, in der Kolonie Krassnojars, Wiesensteiter Präpositur, eine Blindenanstalt oder Blindenschule gegründet werden, da die Zahl der Erblindeten, wegen starker Verbreitung der Augenkrankheit „Trachom“, hier besonders groß ist.

Für die hier aufgezählten Anstalten die Existenzmittel aus den Gemeinden aufzutreiben, kostet den Predigern keine geringe Mühe, vor der sie aber nicht zurückschrecken, stehen doch diese Bergungsstätten in keinem Verhältnis zu der sozialen Not, die dringend eine verstärkte Samariterhilfe erheischt.

Noch aus der alten Heimat stammen wohl manche Sitten und Bräuche, die untrennbar mit kirchlichen Handlungen und einzelnen Feiertagen verbunden sind. Recht charakteristisch ist die „Freierei“ einer Braut, wobei der Heiratslustige stets in Begleitung eines witzigen „Freiers“ erscheint, der bei dieser Gelegenheit seine schon oft bewährte Überredekunst ad oculos demonstriert, was dann die offizielle Verlobung zur Folge hat, und zwar an einem dazu bestimmten Tage, in Gegenwart des Predigers.

An den bändergeschmückten Stöcken sind die zur Hochzeit nötigen „Läder“ kenntlich, die mit hochernster Miene sich ihrer Ehren-Aufträge entledigen, wobei der gute Ton verlangt, sich der poetischen Form zu bedienen. Das gebräuchlichste dieser Gedichte lautet:

Wir kommen zu euch, ihr lieben Leut',  
 Und bringen euch eine Hochzeitsfreud':  
 Einen schönen Gruß vom Bräutigam  
 Und Braut und beiderseits Eltern M.  
 Sie haben uns zu euch gesandt —  
 Das könnt ihr sehen an Stock und Band —  
 Sie lassen euch bitten insgemein,  
 Ihr möcht' ihre Hochzeitsgäste sein,  
 Sollt mit ihnen in die Kirche gehn  
 Und die Trauung mitansehn.  
 Wenn die Trauung ist vorbei,  
 Dann macht die Musik ein Geschrei,



Die bestehende Ehe sucht man so oder anders zu schützen; wenn diese Sorge mitunter eigenartige Formen annimmt, so ist doch die Art des Vorgehens charaktervoll und kernig und zeugt von urkräftigem Begriffsvermögen und gesunder „Schutz und Wehr“ gegen das gehörig ausgeprägte Don-Juan-Wesen. Nicht uninteressant dürfte die Wiedergabe eines alten Schriftstückes sein, das sich mit diesen Verhältnissen befaßt:

Ein Kirchspielsbeschuß des Messerer Kirchspiels (Bergseite) aus dem Jahre 1792 über Kirchenzucht. (Verordnung zur Verhütung und Bestrafung des in unseren Kolonial-Gemeinden einreißen wollenden unzüchtigen Wesens und Lebens.)

Erstens: Wenn ein Chemann und eine Ehefrau sich miteinander vergehen und die Ehe brechen, so bezahlt der Mann in die Kirchenkasse seiner Gemeinde 15 Rbl. und die Frau 10 Rbl. ohne Nachsicht.

Zweitens: Wenn ein Chemann mit einer ledigen Person die Ehe bricht, so bezahlt er ebenmäßig 15 Rbl. und die ledige Person 8 Rbl.

Drittens: Wenn eine Ehefrau mit einem ledigen Burschen die Ehe bricht, so bezahlt sie 10 Rbl. und der Ledige auch 10 Rbl.

Viertens: Wenn zwei ledige Personen sich fleischlich mit einander vermischen, so sollen sie einander heiraten und mit einander 6 Rbl. für ihre Vergehung zahlen; wenn sie sich aber aus erheblichen Gründen nicht heiraten können, so bezahlt der ledige Bursch 6 Rbl. Strafe und die ledige Person zahlt 5 Rbl.

Fünftens: Eine jede Frau, wenn sie das erste Mal nach ihrer Kopulation vor der Zeit niederkommt und es ist erwiesen, daß sie vor der Kopulation ehelich miteinander lebten, so bezahlt sie mit ihrem Manne gemeinschaftlich 5 Rbl., und wenn die Braut wie eine Jungfer geziert in die Kirche ging, so bezahlt sie einen Rubel weiter. —

Dieses ist von den Borgefekten des Kirchspiels festgesetzt und eigenhändig unterschrieben worden.

Ust-Solicha, den 29. December 1792.

Johann Fannette,  
Pastor bei dem Kirchspiel Ust-Solicha.

Vorsteher: Joh. Peter Weber, Jost Krumm, Walter Ernst, Andreas Kling, Jost Gardt, Johann Rudel, Nicolous Mehger, Christoph Gutmann, Deputierter.

Im Sinne der evangelischen Reformation waren auch hier von jeher evangelische Volkskirche und Volksschule zu einem Ganzen zusammengeschweißt: Mutter und Tochter.

Diese Volksschule war und ist das Sorgen- und Schmerzenskind aller, die sich der Hebung des niederen Unterrichtswesens gewidmet haben und sich seiner gewaltigen Bedeutung für das flache Land bewußt sind. Die Wolga-Schule ist ein trauriger Abschnitt der Wolga-Kolonialgeschichte.

Wir verfolgen kurz einzelne Etappen auf ihrer via dolorosa von den frühesten Anfängen bis in die Neuzeit.

Schwer war es selbst in Deutschland, nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges, die Dorfschulen mit geeigneten Lehrkräften zu versorgen, — mancher pensionierte Wachtmeister durfte sein bescheidenes Unterkommen in der Dorf-

schule finden. Nicht besser war es mit den Lehrkräften in den jungen Kolonien bestellt: noch 1808 charakterisiert ein von hier nach Deutschland gerichtetes Schreiben die Lehrer in folgender Weise: „Die Schulmeister hiezulande sind in ihren Kenntnissen meist sehr übel bestellt. Sie können fast gar nicht schreiben, lesen elend, und das bewährteste Prädikat an ihnen ist, wenn sie eine gute Kehle zum Singen oder besser zum Schreien haben. Erziehung und Bildung haben sie gar keine; der nächste beste Bauernsohn kann Schullehrer werden.“

Und doch sollte und mußte, so lag es dem deutschen Manne im Blute, „Schule gehalten werden.“ — Durch Allerhöchste Dekrete von 1819 und 1840 wurde der Kolonial-Schule der streng kirchlich-konfessionelle Charakter aufgedrückt und der Geistlichkeit die Weisung gegeben, für Lehrer, Schüler und Unterricht Sorge zu tragen. Wenngleich nun die Hauptaufgabe dieser Schule dahin präzisiert war, die Kinder für die Konfirmation vorzubereiten, und sie somit nur eine Konfirmationsschule sein sollte, versuchte man dem vereinzeltsten Bedürfnis nach praktischen Kenntnissen hier und da in sogenannten „Abendschulen“ oder in der Errichtung von Privat- oder Gesellschaftsschulen zu genügen.

In einem traurigen Zustande finden wir die Schule vor und nach Übertragung der Aufsicht an die Geistlichkeit, der trotz allem Widerstreben die Schul-Kontrolle aufgetragen wurde, wußte sie doch, daß sie, in starker Abhängigkeit von der vielköpfigen Menge, im Kampfe um eine auch nur einigermaßen zweckmäßige Aufbesserung der Schulverhältnisse auf sich selber angewiesen, eine Aufgabe übernehmen sollte, deren Lösung ihr, ohne Staatsmittel, nicht gelingen und deren Nichtlösung für sie von nachteiligen Folgen und ungerechter Beurteilung begleitet sein wird.

Professor Erdmann-Kasan sieht, nach einer 1816 in den Kolonien vorgenommenen Revision der Schule, die Grundschäden vor allem in dem Mangel guter Lehrkräfte, der zu großen Schülerzahl in beschränkten Räumlichkeiten, den übermäßig langen Ferien und einer schwachen Beaufsichtigung der Schule. Letztem Übelstande sollte durch die Übertragung der Kontrolle an die Geistlichkeit gesteuert werden, der Heranbildung besserer Lehrkräfte die Gründung von „Zentralschulen“ dienen, die allerdings sehr viel später eröffnet wurden: in Katharinenstadt (Wiesenseite) — 1857, in Lesnoi-Karamysch (Bergseite) — 1867. Die Kreierung dieser beiden Lehrer-Ausbildungsstätten war die Folge zahlloser Petitionen des Escatower Ansiedler-Kontors und des gleichnamigen Konsistoriums, dessen Präsident, Bischof Fessler, seiner Zeit nicht müde wurde, die Gemeinden auf eine Erhöhung der Lehrgelagen, auf eine wärmere Anteilnahme an dem Gedeihen der Schule hinzuweisen, und gleichzeitig bei der Regierung um Gründung eines Lehrer-Seminars vorstellig zu werden. Alle diese Bemühungen kompetenter Persönlichkeiten begegneten anfangs völligem Unverständnis: „Сборъ съ колонистовъ денегъ на семинарію, при отбываніи ими другихъ



общественныхъ повиностей, будетъ для нихъ обременителенъ; въ учрежденіи семинаріи особенной надобности не предвидится“ (Eine Gelderhebung von den Kolonisten wird für sie, bei Leistung anderer Gemeinde-Abgaben, belastend sein; zur Gründung eines Seminars liegt keine besondere Notwendigkeit vor), so lautete die Antwort des Ministers des Innern an Fessler — während die Kolonisten selbst\*) sich konsequent jeder Erweiterung des Schulwesens widersetzen, indem sie, angeblich aus pekuniärem Unvermögen, tatsächlich aber aus Beschränktheit und Opfer scheu, für die Schule „jeden Kopelen mehr“ grundsätzlich verweigerten. Und dabei saßen die Kinder dieser Männer in kasernenartigen Schulen, zu 200—400 zusammengepfercht, einem selber nur wenig geschulten Schulmann gegenüber, und die Besäumnisbücher strotzten von Entschuldigungsgründen wie: war abwesend (d. h. außerhalb des Dorfes), pflegte Kranke, war auf der Steppe, war zur Hochzeit, hat schlechtes Schuhwerk, es war stürmisches Wetter, mußte Schweine schlachten helfen u. a. m.

Wenn die beiden genannten Zentralschulen auch nicht alle auf sie gesetzten Erwartungen rechtfertigten, was teilweise ihrem Programm auf Rechnung zu schreiben ist, so sehen wir doch, daß durch sie in den 80-er Jahren das Schulleben in richtigere Bahnen geleitet wurde, — und wäre das Ministerium der Volksaufklärung, dem 1881 die Kolonisten-Schule unterstellt wurde, durch die ihm untergebene Schulinspektion mehr den wirklichen Bedürfnissen der Bevölkerung entgegengekommen, so könnte unsere Schule heute ein anderes Aussehen haben.

So aber begann von 1891 an eine zielbewußte, aber zugleich aller gesunden Pädagogik Hohn sprechende Schulpolitik der einzelnen Volksschulinspektoren: man stellte Lehrer an, die der örtlichen Sprache nicht mächtig waren, führte die russische Unterrichtssprache bei den schon ohnedies wenig entwickelten Dorfkindern ein, übte persönlichen Druck auf die Rükster aus, die beim Religions- und Deutsch-Unterricht sich der russischen Unterrichtssprache bedienen sollten, und entfremdete die Schule immer mehr der Familie, anstatt besonnen und umsichtig das Unterrichtswesen methodisch auszubauen und so der Schule, wenn auch mühsam, die Liebe der Bevölkerung zu gewinnen und, wo vorhanden, auch zu sichern.

Charakteristisch ist folgender offizielle Brief eines Volksschulinspektors an einen neu angestellten Lehrer im Jahre 1902: „Симъ дозволяю Вамъ приступить къ занятіямъ по преподаванію Закона Божія и нѣмецкаго языка въ Я.-скомъ земско-общественномъ училищѣ. При этомъ Вы должны вести преподаваніе означенныхъ предметовъ на общегосударственномъ языкѣ, русскомъ, пользуясь нѣмецкимъ языкомъ

\*) Ich habe hier, wie auch sonst, die lutherische Bevölkerung im Auge, die  $\frac{3}{4}$  der Deutschen zählt, während wohl in den übrigen katholischen Gemeinden die Verhältnisse analog lagen.

какъ вспомогательнымъ при объясненіяхъ“, (Erlaube Ihnen hiermit den Unterricht in der Religion und der deutschen Sprache in der Landamts-Gemeindeschule zu J. zu beginnen. Dabei haben Sie den Unterricht in den genannten Fächern in der Reichssprache, im Russischen, zu erteilen, mit Benutzung des Deutschen als Hilfssprache) — wo doch der Allerhöchste Befehl vom 24. Februar 1897 („по мѣрѣ возможности постепенно вводить въ школахъ поселянъ-собственниковъ преподаваніе на русскомъ языкѣ, съ тѣмъ однако, чтобы природный языкъ учащихся и Законъ Божій ихъ исповѣданія преподавались на природномъ языкѣ ихъ, при числѣ уроковъ, необходимомъ для надлежащаго усвоенія этихъ предметовъ“) dem Minister der Volksaufklärung nach Möglichkeit die Einführung der russischen Sprache in den Schulen der hiesigen Kolonisten freigibt, jedoch bei Wahrung des Religions- und Muttersprache-Unterrichts in der Muttersprache der Lernenden, in einer hierzu erforderlichen Stundenzahl.

Diese sonderbaren Bestrebungen der Inspektion haben nun innerhalb der verschwindend kleinen Dorftelligenz, eines Teiles der Lehrerschaft und nicht zuletzt der lutherischen und katholischen Kolonialgeistlichkeit von neuem den heißen Wunsch entfacht, die deutsche Volksschule zu retten. Wenn diese Wünsche in den Einzelheiten auch verschiedene Verästelungen aufweisen, so war doch der Wunsch aller Wünsche: Umgestaltung der beiden Zentralschulen in Lehrer-Seminare zur Ausbildung einer für hiesige Verhältnisse geeigneten Lehrerschaft, Erweiterung des Programms für die niederen Schulen, bei Beibehaltung der Muttersprache und Religion als Lehrfächer, und Anteilnahme der Ortsbevölkerung an der Verwaltung der Schule.

In einer Zeit, da man mit Eifer an der Umgestaltung des gesamten Schulwesens in Rußland arbeitete, 1905, glaubte die Scharatower Prediger-Synode einen praktischen Schritt zur Verwirklichung obiger Wünsche tun zu müssen, indem sie eine aus ihrer Mitte gewählte Kommission, mit dem Moskauer General-Superintendenten an der Spitze, nach Petersburg entsandte, um dem Minister-Präsidenten Stolypin zur geneigten Berücksichtigung den schreienden Notstand der Schule zu unterbreiten und um Schaffung einer Schule zu bitten, wie sie den hiesigen Landesverhältnissen angepaßt wäre.

Statt dessen sind fast durchweg die Landschaften (Semstwos) Herren der Schule geworden und haben den Gemeinden den (im Prinzip guten) Vorschlag gemacht, die Schulen der Semstwo-Oberverwaltung zu übergeben. Die Gemeinden gingen in der Regel auf diesen Vorschlag ein, ohne sich zu vergewissern, ob ihre Sonderinteressen dabei gewahrt blieben, und müssen nun einsehen, daß sie sich einen groben Verstoß, wenn nicht den Todesstoß, gegen ihre deutsche Schule geleistet haben, indem sie ohne Gegenbedingung, in Bausch und Bogen, das Sorgenkind anderen in die Arme geworfen haben!

Die Landschaften geben vor, daß ihnen zur Versorgung der Schulen mit

deutschen Lehrkräften das erforderliche Lehrmaterial fehle, da man überall darauf bedacht sei, nur Leute mit Mittelschul- oder Lehrer-Seminar-Bildung anzustellen, deren es unter den Deutschen, die meist in den Zentralschulen oder gar zu Hause sich zu einem vielfach rein formellen, gegenwärtig zu niedrig gegriffenen Dorflehrer-Examen vorgebildet haben und somit den Anforderungen der Neuzeit nicht mehr entsprechen, nur vereinzelte gibt. Da dieser Standpunkt auch von den Schulinspektoren geteilt wird, sehen wir das deutsche Lehrerelement allmählich immer mehr aus der Schule verdrängt. . .

Die deutsche Volksschule liegt in den letzten Jügen und an ihre Stelle soll die russische Staatschule des XX. Jahrhunderts treten.

Es ist zu verwundern, wie man beim Handeln und Erwerben, Schaffen und Arbeiten zu seinem Besten alles so genau berechnen und auszirkeln kann, sobald aber für die Schule, für die Erziehung der Kinder etwas getan werden sollte, war alle Berechnung und Einsicht dahin: es fehlte uns der edle Gemein Sinn dazu.\*) Jedes Mal stand neben der Wiege auch der Sarg. Wir haben die Schlüssel der Schule von uns geworfen, anderen in die Hände: behütet ihr unser Heiligtum, wir haben es nicht gekonnt!

Doch es ist noch nicht aller Tage Abend! Vielleicht ist sie uns nur für kurze Zeit genommen, damit wir sie später wiedererhalten: als Reichsgenossen des russischen Staates, mit allen vaterländischen Pflichten: Reichsprache und Reichsgeschichte, und allen Rechten: Religion und Muttersprache für uns und unsere Kinder.

(Schluß folgt).

S. 911





Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

## Zur Entwicklungsgeschichte der Wolga-Kolonien.

Von Pastor Stenzel (Krajsnoj, Gouv. Samara).  
(Schluß.)

Werfen wir nun einen Blick auf den gesundheitlichen Zustand der Landleute, so sollte man annehmen, daß bei einem Leben durchschnittlichen Wohlstandes, abseits von dem zerrüttenden Einfluß der Großstadt, ein kernig-kräftiger Menschenschlag gedeihen müsse. Das ist aber durchaus nicht immer der Fall: neben kräftigen, zum Teil recht stattlichen Gestalten findet man andererseits nicht wenige mit Spuren physischen Verfalls. Die Ursachen sind außer den vielen nahen Verwandtenehen das frühe Heiratsalter, — Burschen mit 18—20, Mädchen nicht selten mit 17 Jahren, — die Arbeitslast der Mütter vom Tage der Verheiratung an, die oft total entkräftet ihren Kindern das Leben schenken, das Fehlen jeglicher Wohnungshygiene, besonders in den vollgepropften Häusern während des langen Winters, die oft ungesunde Ernährungsweise und noch dazu unser sich über die Grundbedingungen kräftiger Entwicklung als über „intelligenten Aberglauben“ hinwegsetzender, alle Ansteckungsgefahr leugnender „Standpunkt“; so darf man sich denn auch nicht wundern, daß Diphtheritis, Typhus, besonders Schwindsucht, Magenkrebs und Trachom, hier weit verbreitet sind. Diesem Heer von Krankheiten stehen nicht wenig Ärzte gegenüber, in der Regel Semstwo-Ärzte; hie und da auch ein Privatarzt. Dem Arzt schenkt man Vertrauen, doch ein begrenztes; an Verhütungs- und Vorsichtsmaßregeln glaubt man wenig und behandelt die Krankheit erst, wenn sie gefährlich oder lästig geworden ist. Nebenbei — doch vereinzelt — nimmt man zur Abwechslung mal seine Zuflucht zum „Brauchen, Besprechen und Zettelschreiben“ und wendet sich an Leute, „die allerlei können.“

An der Tagesordnung ist hier die bösartige Augenkrankheit „Trachom“, die wegen ihres stark infektiösen Charakters unter den Kolonisten wahre Orgien feiert, bei Aushebung der Rekruten nicht wenig Schwierigkeiten bereitet und z. B. die Nowouzensche Landschaft (Wiesen-Seite) veranlaßt hat, eine spezielle Augenheilanstalt mit Ambulanz und 24 Betten zu unterhalten, unter der Leitung eines Augenarztes, dessen Empfangsliste täglich Hunderte von Patienten, Leute aus Dörfern der Wiesen- und Berg-Seite, darunter nur vereinzelt Russen (ca. 5<sup>0/0</sup>), aufweist.

Die von diesem Augenarzt gemeinsam mit dem ebenfalls hier stationierten Semstwo-Arzt für innere Krankheiten angestellte Untersuchung entrollt uns ein furchtbares Bild dieser Augenseuche schon unter der Schuljugend („Заболѣванія глазъ учениковъ сельскихъ школъ Новоузенскаго уѣзда Самарской губерніи“ — доктора Б. Альманъ).“

Schulen in folgenden Dörfern:	Untersuchte Schüler:	Trachom- kranke:	% des Trachom:
<b>1. Kraßnojarsk:</b>			
a) I. Semstwo-Schule . . . . .	306	155	50,6
b) II. „ „ . . . . .	233	121	52
c) III. „ „ . . . . .	107	61	57
d) Kirchenschule . . . . .	239	118	49,3
e) Privatschule . . . . .	20	4	20
2. Podstepnoje . . . . .	146	67	45,9
3. Swonarewka . . . . .	145	66	45,5
4. Swonarewka . . . . .	102	44	43,1
5. Lugowaja-Gräsnudja . . . . .	64	27	42,1
6. Ptariza . . . . .	164	72	44
7. Ust-Karaman . . . . .	57	38	66,6
8. Telsausa . . . . .	246	128	51,2
9. Niedermontjou . . . . .	78	44	56,4
10. Generalstojke (Russendorf) . . . . .	116	28	24
<b>Summa:</b>	<b>2023</b>	<b>973</b>	<b>48</b>

Die speziell in den Kraßnojarsker Schulen an 340 trachomkranken Kindern vorgenommene Untersuchung ergab eine Einbuße der Sehkraft bei 145 wie folgt:

I. Verlust an einem Auge:

bis zu $\frac{1}{2}$ (inklusive) — bei 42 Schülern — Prozentsatz — 30.
„ „ $\frac{3}{10}$ — $\frac{4}{10}$ — „ 13 — „ — 8.
„ „ $\frac{2}{10}$ u. unter — „ 5 — „ — 3,4.

**Summa: 60 Schülern — Prozentsatz — 41,4.**



II. Verlust an beiden Augen:

bis zu $\frac{1}{2}$ (inklusive)	bei 61 Schülern	—	Prozentsatz	41.
" " $\frac{3}{10}$ — $\frac{4}{10}$	" 17 "	—	"	11,6.
" " $\frac{2}{10}$ u. unter	" 7 "	—	"	4,7.
Summa bei 85 Schülern			—	Prozentsatz 57,3.

Die Schlussfolgerungen der Ärzte auf Grund ihrer Beobachtungen lauten: wenigstens die Hälfte der deutschen Bevölkerung des Esamaraschen Gouvernements leidet mehr oder weniger an verschiedenen Augenfehlern, die naturgemäß auch die Arbeitsfähigkeit derselben stark herabdrücken und nicht selten, bei Verschleppung, zum Erblinden führen; speziell in Kraßnojark gibt es eine aus fünf Menschen bestehende Familie, die insgesamt über drei sehende, aber auch kranke Augen verfügt.

So sehen wir auch hier, wie noch auf so manchem anderen Gebiet, den krassen Fatalismus des Kolonisten, der lieber leidet, statt den vernünftigen Warnungen und Weisungen seiner gebildeten Leiter zu folgen.

In gesundheitlicher Beziehung ist für ihn das manchen Schaden ausgleichende Allheilmittel die warme Jahreszeit, wo der Bauer die größte Zeit, sei es der Arbeit oder Ruhe, an der freien Luft, unter dem hier so sonnigen Himmel zubringt — und dadurch neue Kräfte für den Winter sammelt.

Werfen wir nun noch einige Streiflichter auf den sittlichen und geistigen Stand des hiesigen deutschen Stammes.

Hier laufen die Urteile mitunter stark auseinander, was auch durchaus erklärlich ist. Will man zu einem gerechten und wahrheitsgetreuen Urteil kommen, so ist doppelte Vorsicht geboten, denn es ist nicht leicht, die Bauern kennen zu lernen, selbst nicht, wenn man mitten unter ihnen lebt, und erst recht nicht, wenn man sie mit den Augen einer anderen Kultursphäre betrachtet. Kein Teil des Volkes ist dessen übrigen Schichten so unbekannt, wie der Bauer, der weder der dumpf dahinlebende, noch der harmlose, gute Mensch ist, wie man gemeinhin annimmt. Er hat eben seine eigene ursprüngliche Sittlichkeit, die sich auf altererbten Gewohnheiten, — dem ungeschriebenen Gesetzbuch des Dorfes —, aufbaut.

Wir wollen uns über den Begriff der sogenannten Bauernmoral nicht weiter auslassen, wir wollen weder der alten Zeit nachjammern, noch der neuen das Wort reden; doch die Geschehnisse des Tages, Ereignisse, wie sie dem Augenzeugen sichtbar und dem Zeitungsleser hörbar werden, würden einen etwaigen Jugendkatalog kurz, den Lasterkatalog länger erscheinen lassen. Der Branntwein ist ein vielverehrter Götz, seine Tempel sind die geheimen Schenken. Andere Laster sind Spielwut und Unzucht; über Diebstähle aller Art wird stark geklagt. Allen voran marschiert die Jugend, deren unbändiges Treiben ihr durch Dorfrecht geheiligtes, von vielen Alten gutgeheißenes Vor-

recht ist, von dem man aus Langerweile, — während der langen Ruhepausen zwischen Ernte und Saat — ausgiebigen Gebrauch macht.

Nicht erst gesagt zu werden braucht, daß es auch lautere Persönlichkeiten gibt, die einen guten Kern der Gemeinden ausmachen.

Der sittlichen entspricht die geistige Entwicklung, die viel zu wünschen übrig läßt. Totale und halbe Analphabeten sind keine seltene Erscheinung, und wo man auch die Kunst des Lesens gelernt hat, ist ihre Verwendung eine geringe; bei einer auf alle „Neuigkeiten“ gespannten Wissensgier fehlt ein wirklich geistiges Interesse. Bücher werden sehr wenig gelesen, und nur zum „Zeitvertreib“, so an den langen Winterabenden; von Zeitungen und Zeitschriften am meisten das „St. Petersburger Evang. Sonntagsblatt“, der „Friedensbote“, der „Morgenstern“ (ein Blatt der kirchlichen „Brüder“), neuerdings der „Evangelische Gemeinbote“ (Organ der Sfaratower Gemeindegynode) und die in Sfaratow erscheinende „Volkszeitung“; vereinzelt auch die „St. Petersburger Zeitung“ und der „Herold“. Die alte Schule, deren stiefmütterliche Behandlung sich tausendfach rächt, wirft eben allenthalben ihre Schatten. Ein Wandel wird darin erst eintreten können, wenn durch eine gut vorbereitete und geistig angeregte Lehrerschaft triebkräftigere Bildungskeime in den Geist der Jugend gesenkt werden.

Durch den Mangel fortschrittlichen Sinnes ist aber auch eine erfreuliche Erscheinung bedingt, die Erhaltung der verschiedenen Sprachdialekte, die manchmal die Bewohner ganz naher Dörfer (in 3—4 Werst Entfernung) von einander unterscheiden; neben den Dialekten wird das reine Hochdeutsch nur von der Pastorsfamilie, das „besondere Hochdeutsch“, ein Gemisch jener beiden, durchsetzt mit russischen Wörtern, von der Dorfintelligenz gesprochen.

Einige Eigenheiten der hiesigen Dialekte seien in Kürze angeführt. Es handelt sich dabei vielfach um Besonderheiten, die aus der alten deutschen Heimat stammen, aber auch um manche Neubildungen auf russischem Boden.

Ähnlich den oberdeutschen Mundarten hat man auch hier das Imperfektum völlig aufgegeben und bedient sich des mit „sein“ oder „haben“ gebildeten Perfekts: man sagt nicht „las“, „fiel“, immer: „habe gelesen“, „bin gefallen“; wir haben Übergänge aus der schwachen Konjugation in die starke aufzuweisen: „läuten“ — nicht „geläutet“, sondern immer „gelitte“.

Eine auffallende Verschiebung haben wir bei den Zeitwörtern des Gehens: das Wort „gehen“, wenn es allein steht, hat die Bedeutung „fortgehen“; „gehen“ = „in Bewegung sein“ wird durch „laufen“ ausgedrückt; für das hochdeutsche „laufen“ d. h. rasch gehen heißt es „springen“, für „springen“ braucht man „hüpfen“, „hopsen“.

Vern bewegen wir uns in stehenden Redensarten und haben dem Verbum „machen“ die mannigfaltigste Bedeutung gegeben: „Geld machen“ = Geld verdienen, „es macht Schnee“ = es schneit, „sich voran machen“ = eilen, „lang

machen“= viel Zeit brauchen, „in die Stadt machen“=in die Stadt gehen, in die Stadt ziehen.

Wir steigern unsere Verba und Adjektiva immer mit „fürchterlich“, „arg“, nie mit „sehr“: „fürchterlich schimpfen“, „arg kalt“, — auch hat man hier keine kränken, sondern immer nur „schlimme“ Augen.

Da das Gemeinsame beider Wörter die Bezeichnung eines Gegensatzes ist, so gebrauchen wir „oder“ statt „aber“; wir machen in unserer Mundart keinen Unterschied zwischen „lehren“ und „lernen“: das eine oder das andere von beiden, meist das zweite, muß für beide Anschauungen dienen.

Gleich dem Schwaben entbehren wir der Vorsilbe „zer“: bei uns werden die Kleider „ver — rissen“, die Scheiben „ver — schlagen“; im Gegensatz zu der heutigen Schulregel, daß im Nebensatz das Zeitwort den letzten Platz einnehme, sagen wir ohne Bedenken: „wenn er still da saß am Fluß mit der Angel in der Hand.“

Zum eigenartigen Gebrauche des Fürworts gehört es, (allerdings, so weit uns bekannt, nur in dem Dorfe „Krafsnojars“), daß man anstatt „ich“ „euch“, anstatt „mich“ „meuch“ sagt: ich habe gekauft = „euch habe gekauft“, er hat mich = er hat „meuch“ geschlagen. Wie der hochdeutsch redende Niederdeutsche aus mangelnder Gewohnheit, beide Formen zu unterscheiden, beständig „mir“ und „mich“, „dir und dich“, „ihm und ihn“ verwechselt, so beobachten wir dasselbe in auffallendster Weise fast nur bei den Bewohnern der großen Kolonie Katharinenstadt.

Das jeder Mundart fern liegende „Sie“ der Anrede bereitet uns durch seinen zu unterscheidenden Dativ und Akkusativ große Schwierigkeiten, gang und gäbe ist daher der Satz: „ich habe Ihnen ja garnicht erkannt“, oder: „ich wollte Sie etwas sagen.“ Allgemein ist anstatt des Relativpronomens die Verwendung des Adverbs „wo“ im Nebensatz: „der Tisch, wo ich gekauft habe“. Wie der Süddeutsche, im Gegensatz zum Norddeutschen, verwendet man die Personennamen stets mit dem Artikel: die Marie, den Peter.

Begegnet man in der Schriftsprache einigen Doppelformen mit oder ohne Umlaut wie „Schächte“ und „Schächte“, so geht man an der Wolga in südfränkischer Weise noch weiter und sagt: „die Arme“= die Urme, „die Wäge“= die Wagen. Im ganzen hat sich der Charakter der alten Volkssprache hier so gut bewahrt, daß in die Wolgagegend verschlagene Reichsdeutsche beim Anhören der heimlichen Laute „im lieben deutschen Vaterlande zu sein glaubten“.

Stark im Schwinden ist hiegegen das deutsche Volkslied, dessen Reste sich noch hie und da in stark verstümmelter Weise erhalten haben, das aber immer mehr von dem jetzt so modern gewordenen Cassenliede gemeinsten Inhalts verdrängt wird; \*) noch hört man mitunter Soldaten- und Minne-

\*) Bei den Kolonisten in andern Teilen des Reichs steht es damit besser; vgl. den Aufsatz „Der Volksgefang in den schwäbischen Kolonien Transkaukasiens“ in Nr. 6 dieses Jahrgangs. Der Verfasser dieser Studie ist, wie wir hier nachtragen, Herr S. Walker, Lehrer in der transkaukasischen Kolonie Katharinenfeld.

Lieder, Lieder „aus der Natur“ und „aus der Gottheit“ (d. h. weltlichen und religiösen Inhalts), zu deren schönem Texte die passende Weise nicht fehlt, noch hört man die einmal „himmelhoch jauchzende“ und dann wieder „zu Tode betäubte“ Melodie deutschen Sanges. Die zerstreuten Bruchstücke bedürfen, um nicht ganz zu verschwinden, dringend der Kodifizierung, und daher ist die von Pastor C r e s e unternommene Sammlung guter Volkslieder, deren Veröffentlichung für die nächste Zeit bevorsteht, besonders im Interesse unserer Jugend freudig zu begrüßen: ist doch Sang und Klang ein mächtiger Faktor zur Erhaltung und Vertiefung echten, rechten Volkslebens.

Wir sind am Schluß!

Wenn die Darstellung des wirtschaftlichen, sittlichen und geistigen Lebens der Wolgadeutschen in unserem Überblick mitunter Unerfreuliches, Herbes und Durbes geboten und manchem das Idyll eines schönen Landschaftsbildes beeinträchtigt hat, so geschah dieses in dem bewußten Bestreben, eine wahrheitsstreuere Schilderung aus dem Leben für das Leben zugeben, — und auf die Punkte hinzuweisen, wo der Hebel zur Besserung unserer Zustände anzusetzen ist.

Bald feiern die Wolga-Kolonien das 150. Jahr ihres Bestehens. Bis dahin werden die Reformen auf dem Agrar- und -Schulgebiet beendet sein: ein neuer Abschnitt wird für die Kolonien anheben, möchte er ein besserer sein und all das viele eingeholt werden, was bis dahin versäumt worden ist. Noch ist es Tag: noch quillt der Quell, noch leuchtet die Sonne!

